Was er thun kann.

Dr. August König's Hamburger Brustthee

wird erleichtern und schnell heilen

Husten, Erkältungen, Bronchitis, Influenza, Asthma, etc.

Der echte Thee ist ebenfalls bekannt, als das beste Heilmittel zur Heilung von . . . . . .

Grippe.

Er wärmt das Blut, vermindert den Reiz, stärkt, stellt wieder her und heilt.

Berühmtes Lagerbier!

La Crosse **John Gund,** Wisconsin

Das Gebräu der John Gund'schen Brauerei von La Crosse, Wisc., erfreut sich in den Nordstaaten, besonders Minnesota und Wisconsin, einer außerordentlichen Beliebtheit, da dieses Bier nur aus Hopfen und Gerste der vorzüglichsten Qualität bereitet wird. Bestellungen für Stadt und Umgegend nimmt entgegen

WM. FROHN,
General-Agent, 1036 P Str., Lincoln, Neb.

Gegründet 1889.

Dierks Lumber & Coal Co.,

1228 O Straße.

Telephon { Holz, 13. Kohlen 35.

Wholesale and Retail **Holz** — und — **Kohlen,**

J. C. WOEMPENER,

Händler in

Reinen Arzneien, Oelen, Farben u. s. w.

139 südl. 10. Straße. Lincoln, Neb.

WESTERN GLASS & PAINT COMPANY,

No. 324 südliche 12. Straße,

Groß- und Kleinhändler in

Farben, Oelen und Glas.

Unsere Preise sind die niedrigsten

Sprechet vor Deutsche Verkäufer

CRETE MILLS

Leistungsfähigkeit 500 Barrels pro Tag.

VICTOR, das berühmte Frühjahrs-weizenmehl.

Futter wird zu 2 Cents per Bushel, in Quantitäten von 20 Bushels, gemahlen. CRETE, NEB.

Krug Cabinet Lagerbier

gebraut von der Fred. Krug Brewing Co., Omaha, Neb., ist auf der Trans Mississippi und Internationalen Ausstellung

die goldene Medaille

verliehen worden. Dieser Preis wurde dem Krug'schen Cabinet Bier über alle anderen wegen der

Reinheit, Kraft und feinen Qualität

verliehen.

L. A. Ksensky, 138 nördl. 10. Lokal Agent.

Für Kranke u. Genesende

Kein anderes Bier enthält eine solche Kraft und solchen Nährstoff; es steht fast einzig da als Kraft und Appetiterzeugendes Getränk; es ist eines der besten Heilmittel für schwächliche Leute. Ein ganz reines Bier, dessen Ruf in immer weitere Kreise dringt und mit frischen Lorbeeren von erfahrenen Preisrichtern auf der Trans-Mississippi-Ausstellung geschmückt ward.

Krug Cabinet-Bier zu haben bei: — Fred Tingelhoff, 11. und N; G Seligsohn, 224 nördliche 10; Leonh Bauer, 8. und O; S. Inman 7. und O; Bredenbeck & Finley, 134 nördliche 10; Wm Brandt, 211 nördliche 9; Lindell Hotel, 13. und M

Speziell an junge Mütter

Dr. Martin Conney, der Leiter der „Infant Incubators" auf der Ausstellung, der große Erfahrung besitzt, sagt: „Nachdem wir mehrere andere Biere benutzt haben, macht es uns Vergnügen, zu erklären, daß wir auch das Krug'sche Cabinet Bier in Flaschen stets gebraucht haben und können wir dasselbe wegen seiner Milch erzeugenden Eigenschaften den stillenden Müttern empfehlen; es besitzt weniger Säure und ist gesunder und wird daher von jeder Amme in dem „Infant Incubator" Gebäude benutzt. Dies ist ein überzeugender Beweis und sollte jede junge Mutter es wenigstens versuchen."

Probiret eine Kiste zu Hause.

Fred Krug Brewing Co.

Office: 1007 Jackson St., Telephone: No. 420, Omaha, Neb.

Der Letzte des Regiments Gensdarmes.

Eine Erzählung aus dem Jahre 1806.

Von Cäsar Mazzan.

1. Kapitel.

Die Sonne eines warmen, leuchtenden Oktobernachmittags ging zur Neige. Ihre letzten Strahlen fielen durch die hohen Fenster eines Hauses in der Behrenstraße in Berlin. Es war eines der wenigen Häuser mit nur einem Stockwerk über dem Erdgeschoß, die sich noch aus der alten Zeit gerettet hatten. Rings umher standen zwei-, selbst dreistöckige Wohngebäude mit kahlen, nüchternen Fronten, deren Einförmigkeit nur hier und da durch eine wenig geschmackvolle Stuckverzierung unterbrochen wurde.

Mitten in dieser Umgebung lag das einstöckige Haus wie in selbstgewählter, vornehmer Zurückgezogenheit da. Einige breite Stufen führten zu der schweren, eichenen Thür, die in eine Nische zurückgebaut war, und an deren dunklen Bohlen der blitzende messingne Klopfer herabhing.

Kein Zeichen des Lebens drang von innen nach der Straße heraus, Alles war lautlos und still. Und still war es auch inwendig in dem Hause.

Leise tickte die säulengeschmückte Standuhr unter ihrer Glasglocke auf der zierlich geschweiften Kommode, leise raschelte manchmal die feine Leinwand in den Händen der jungen Frau, die am Fenster saß und nähte.

Ein leichtes, weißes Kleid umfloß wie ein dünner Flor ihre anmuthige Gestalt. In einfachen Falten fiel es von dem schmalen Gürtel hernieder, der das Gewand dicht unter der Brust zusammenhielt. Hals und Nacken, nach Sitte der Zeit tief entblößt, hoben in mattem Opalglanz ihre herrlichen Formen aus dem duftigen Sommerstoff. Der leicht auf die Arbeit niedergebeugte Kopf war von seinem Haar, dessen hellstes Blond in dem warmen Licht der Herbstsonne goldig funkelte, wie von einem Strahlenschein umgeben.

Nun ließ die schöne Frau die Arbeit sinken und wandte wie fragend die Augen nach dem Hintergrund des Zimmers. So schön sie erschienen war in ihrer leicht geneigten Haltung, mit dem Schatten der langen, dunklen Wimpern auf den rosigen Wangen, jetzt, da die Augen sich voll aufschlugen, war sie noch viel schöner. Groß und grau waren diese Augen und von jener wunderbaren schimmernden Tiefe, aus der die ganze holde Wunderwelt des Märchens heraufleuchtet.

„Gebhard!" sagte die junge Frau leise; in ihrer Stimme klang der Ton zärtlicher Sorge.

Der junge Offizier in der Uniform des Regiments Gensdarmes antwortete nicht. Er winkte ungeduldig mit der Hand und fuhr fort in seinem schweigenden, finstern Brüten.

Die Frau stand auf. Ruhig ging sie durch das große Zimmer, trat neben das Sopha, in dessen Ecke Gebhard saß, und legte ihm leise die Hand auf das Haupt.

Als wenn eine Wunderkraft von dieser Hand ausginge, so verschwand der starre, düstere Ausdruck aus seinen Zügen. Aber traurig blieb der Blick der tiefen, braunen Augen, die er zu ihr emporhob.

Da ließ sie sich nieder auf seine Knie, legte den vollen, weichen Arm um seinen Hals, zog sanft sein Gesicht an ihre Brust und sagte:

„Du bist wieder so weit, weit weg von mir mit Deinen Gedanken, Du böser Mann."

„Wenn ich das gewesen wäre, mir wäre wohler. Aber nein, hier war ich mit meinen Gedanken, hier in diesem gottverfluchten Berlin, wo die Straßenjungen johlend meiner Uniform nachrennen, wo das freche Bürgerpack mit hochmüthiger Miene die Breite der Straße einnimmt und schon von Weitem nach fixirt, um mir im Vorbeigehen ein schamlos höhnendes Wort zuzurufen, in diesem Berlin, das Vorbereitungen trifft für den Einzug des Kaisers—des Kaisers!"

Sanft aber bestimmt hatte er bei den ersten heftigen Worten den Kopf aus dem Arm seines Weibes frei gemacht. Leise war sie aufgestanden, war neben ihm auf dem Teppich niedergekniet und hatte ihr schönes Haupt in ihren Händen auf seine Knie gelegt.

Kein Wort hatte sie gesprochen, deutlich aber war in ihrem einfachen Handeln ausgesprochen ein scheues, fast ehrfürchtiges Mitgefühl mit seinem wilden Weh; und ganz, ganz leise, aber ebenso deutlich, eine sanfte Bitte um Mäßigung.

Gebhard verstand sie.

„Sei ruhig, Lotte," sagte er tief aufathmend, „fürchte nicht, daß ich etwas gewaltsam Thörichtes beginne. Freilich steigt mir manchmal das Blut so siedendheiß zum Kopf, daß Alles um mich her sich dreht und schwankt. Bin ich denn der Einzige hier, der ein Gefühl hat für den ganzen Jammer, der uns umgibt? Was will die verlorene Bataille bedeuten? Auch König Friedrich hat solche verloren, auch unter seiner Herrschaft hat Berlin den Feind in seinen Mauern gesehen.—Nein, das ist's nicht, was mich niederdrückt: die gemeine, niederträchtige Gesinnung ist's, mit der ein Jeder sich bestrebt, aus dem großen Schiffbruch den eigenen Besitz möglichst unversehrt zu konserviren. Nur nicht anstoßen, nur nicht auffallen, das ist die Parole, nur fein still sitzen, dann macht's der Feind vielleicht gnädig, und die mühsam gesparten Groschen lassen sich am Ende unter der Trikolore ebenso behaglich verzehren, wie unter dem Adler."

Die Sonne war verschwunden. Die hohen Schatten der gegenüber liegenden Häuser fielen tief in das dämmernde Gemach und hüllten es in graue Schleier. Leise klang die Stimme Charlottens aus dem rasch zunehmenden Dunkel.

„Sei nicht ungerecht, Gebhard, gegen unser armes Volk. Hast Du vergessen, wie treu dieses selbe Volk in den schweren Tagen König Friedrichs zu seinem Herrn gestanden ist? Wie waren sie stolz auf diesen König, den sie Alle liebten, den Europa, den die Welt bewunderte und verehrte. Und wie sicher fühlten sie sich in einem Staate, dessen Armee gegen ganz Europa in den Waffen gestanden hatte und aus diesem furchtbaren Kampfe unbesiegt hervorgegangen war und mit dem Ruf der Unbesiegbarkeit. Und nun? Die Armee ist nicht nur geschlagen, sie ist zertrümmert, der König und seine ganze Familie sind auf der Flucht und morgen, kaum vierzehn Tage, nachdem wir die erste Nachricht von dem Unglück erhalten, wird der Kaiser in Berlin einziehen. Ich will ja die Leute nicht entschuldigen, aber zu begreifen ist es doch, daß ihnen darüber der Verstand stehen geblieben ist.

„Wie die Heerde im Gewittersturm drängen sie sich zusammen, verschüchtert, betäubt von den knatternden Blitzschlägen, die über ihren Häuptern flammen, und Alles, Alles ist wie gelähmt in ihnen, außer dem einfachen, thierischen Instinkt der Selbsterhaltung. Sie werden Zeit brauchen, um nur wieder zu sich selbst zu kommen. Traurig, daß es so ist. Aber wann war je die große Masse anders? Ein Beispiel brauchen sie immer, an das sie sich halten, an dem sie sich aufrichten können, und wer will ihnen heute dieses Beispiel geben?"

Gebhard lachte kurz und hart auf.

„Unsere Herren Minister und unser Herr Kommandant wahrhaftig nicht. Die werden morgen in großer Uniform am Brandenburger Thor stehen und den Kaiser des Abendlandes bei seinem Eintritt in die Stadt Friedrichs des Großen willkommen heißen."

Ein Geräusch im Nebenzimmer ließ Charlotte sich vom Boden erheben. Sie stand auf und trat zum Fenster zurück. Leise öffnete sich die weißlackirte, goldgeränderte Thür.

Ein Lakai, gepudert, in einfacher, dunkler Livree, trat ein und entzündete schweigend die Wachslichter in großen, silbernen Armleuchtern auf dem Kaminsims, der Kommode und dem dunklen, spiegelglatten Mahagonitisch vor dem steiflehnigen, mit gelbem Seidenstoff bezogenen Sopha.

Dann verließ er leise wieder das Zimmer.

Einige Augenblicke blieb es still. Charlotte nahm ihre Arbeit zusammen und setzte sich an den Tisch, ihrem Mann gegenüber.

„Du bist gut, von Herzen gut," sagte Gebhard endlich, „und darum findest Du auch für diese jämmerlichen Seelen ein verzeihendes und versöhnendes Wort. Mir aber frißt es das Herz ab, daß ich in der erstickenden Luft dieser Stadt sitzen muß, lahm und kraftlos, indeß mein Regiment draußen im freien Felde vor dem Feinde steht."

Charlotte legte ihre feine Hand auf die seinige und sah ihm tief in die Augen.

„Und ich segne jetzt das Schicksal für diese Fügung. Sieh', Gebhard, wenn Du mitgezogen wärst nach dem Thüringer Land, ich hätte Dich nicht wiedergesehen. Du hättest wieder und wieder Dein Leben auf's Spiel gesetzt, um das Verhängniß abzuwenden, und es wäre doch seinem unerbittlichen Gang gegangen, über Dein blühendes junges Leben hinweg. Laß mich glauben, ach, ich glaube es so gern, daß Du für eine größere Zeit aufgehoben bist. Das Volk wird sich besinnen, der König wird Männer brauchen, und bis dahin wirst Du Deine alte Kraft wieder haben und den Sieg hineintragen in die Reihen der erschrockenen Feinde."

Sie sprach erregt, ihre Brust hob sich schnell, die glänzenden Augen waren groß geöffnet, als sähe sie vor sich die stolzen Reihen der Panzerreiter in das Fußvolk einbrechen, als höre sie die dumpfen Wirbel ihrer Kesselpauken über das blutige Schlachtfeld rollen.

Sie war hinreißend schön. Gebhard aber sah jetzt seines Weibes Schönheit nicht.

„Bis dahin," wiederholte er, „jawohl—bis dahin! Morgen, heute braucht der König jeden Arm in seinem ganzen Reiche, und wann werde ich wieder Dienst thun können? Werde ich es jemals können?"

„Versündige Dich nicht, Gebhard," sagte Charlotte. „Deine Heilung ist nahezu ein Wunder, so schnell und so leicht ist sie erfolgt. Wenn ich noch an den Tag denke, als sie Dich hergetragen brachten nach dem gräßlichen Sturz, das Bein zerschmettert und mit der tiefen, blutenden Wunde am Kopf—o Gott, es war zu entsetzlich! Damals hätte ich nicht gedacht, daß Du mir heute so wieder gegenübersitzen würdest. Was fehlt Dir noch zur vollen Wiederherstellung? Nur die alte Bärenkraft, von der in der langen Gefangenschaft ein kleiner Theil verloren gegangen ist. Und dann das etwas lahme Bein. Das kann freilich noch eine Weile dauern, bis es wieder ganz gut ist. Aber Du kannst doch gehen, auch schnell und weit gehen, und, was die Hauptsache ist, Du kannst reiten!"

„Gott sei Dank, ja," sagte Gebhard mit tiefem Athemzug, „das Alles kann ich wieder, und ich bin glücklich und dankbar dafür und mir genügt es auch allenfalls. Ob es aber meinem Chef genügt? Hast Du schon einen Offizier mit lahmem Bein auf der Parade gesehen?"

„Aber, Gebhard, jetzt ist doch keine Parade, jetzt ist Krieg!"

„So denkst Du, Mignon, und so denkt man vielleicht wo anders auch, aber nicht bei uns. Vor ein paar Wochen habe ich an das Regiment geschrieben und ein Attest beigelegt vom Chirurgus des Depots der Gardes du Corps. Da hast Du die Antwort."

Er hatte sich erhoben und war zu seinem Schreibtisch getreten, aus dessen oberem Fach er ein mehrfach gefaltetes, mit großem Siegel versehenes Schreiben nahm.

Der Lakai trat abermals herein, diesmal mit einer gewissen Hast und in gemessener Haltung.

„Gnädiger Herr," sagte er leicht stotternd, „ein französischer Offizier wünscht Euer Gnaden zu sprechen."

Gebhard runzelte sich nur.

„Sag' dem Herrn," erwiderte er mit finsterem Gesicht, „daß ich für ihn nicht zu sprechen bin."

„Ja, Euer Gnaden," sagte der Lakai verlegen, „er hört auf gar nichts, was ich sage, und er geht schon in den Zimmern herum."

Eine schnelle Röthe trat Gebhard in's Gesicht.

„Meinen Degen!" herrschte er den Lakaien an.

Aengstlich brachte der alte Mann den Degen, indeß Charlotte sich zitternd von ihrem Platz erhob.

In diesem Augenblick öffnete sich rasch die Thür und der französische Offizier trat ein, einen Stock in der Hand, den Hut auf dem Kopf.

Als er den jungen Offizier in der glänzenden, silbergestickten Uniform vor sich sah, stutzte er einen Augenblick. Aber nur flüchtig. Dann trat er bis auf zwei Schritte an Gebhard heran und fragte kurz:

„Sind Sie der Besitzer dieses Hauses?"

„Und wer sind Sie, daß Sie in dieser unverschämten Form mein Haus zu betreten wagen?"

Mehr noch, als in den Worten, lag in dem Aussehen Gebhards eine nicht mißzuverstehende Drohung.

Der Franzose blieb ruhig stehen, dann zog er mit schneller Bewegung eine kleine Pfeife aus der Tasche und führte sie an die Lippen.

Ein schriller Pfiff ertönte.

Sofort öffnete sich die Thür, zwei französische Voltigeurs traten ein und stellten sich mit Gewehr bei Fuß neben dem Thürpfosten auf.

Mit leisem Schrei eilte Charlotte aus der Fensternische, in die sie sich zurückgezogen hatte, auf Gebhard zu und legte beide Hände um seinen Arm, der sich nach dem Degengefäß ausstreckte.

Das volle Licht eines Armleuchters fiel auf ihre edlen Züge, auf ihre vollendete, unvergleichliche Gestalt.

So blieb eine Weile Alles regungslos stehen, wie ein lebendes Bild. Nur der französische Offizier hatte mit einer unwillkürlichen Bewegung seinen Hut abgenommen.

„Madame," sagte er nach einigen Augenblicken, während deren er sie unverwandt betrachtet hatte, „der wenig freundliche Empfang, den ich von diesem Herrn erfahren habe, zwingt mich zu Maßregeln, die ich in Gegenwart einer Dame bedaure."

„Gebhard, ich bitte Dich," flüsterte Charlotte leise, „laß ihn diese Menschen entfernen. Ich kann das nicht ertragen."

„Mein Herr," sagte Gebhard ruhig, „wenn Sie Ihre Leute entfernen wollen, so sichere ich Ihnen zu, daß mein Verhalten keinen Grund zu persönlicher Besorgniß geben soll."

Die Unterhaltung war bisher von jedem der Beiden in seiner Muttersprache geführt worden. Ob der Franzose nicht deutsch sprechen konnte oder wollte, war nicht zu erkennen; daß er es gut verstand, darüber konnte kein Zweifel sein. Bei den letzten Worten Gebhards war eine leichte Röthe über sein Gesicht geflogen.

Er trat jetzt an die Voltigeurs heran und gab ihnen mit leiser Stimme seine Befehle. Die beiden Leute verließen das Zimmer. Auf einen Wink Gebhards folgte ihnen der erschrockene Lakai.

„Darf ich meine Frage wiederholen," sagte Gebhard in kalter, etwas steifer Haltung, „welche Absicht Sie in mein Haus führt?"

„Sie sprechen nicht französisch?" unterbrach der Offizier.

„Nicht mit Ihnen."

Der Franzose biß sich auf die Lippen; doch gelang es ihm rasch, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Ich bin der Kapitän Vialannes," sagte er, indem er sich bemühte, die hochmüthige Miene wiederzugewinnen, die er beim Eintritt in das Gemach gezeigt hatte, „zugetheilt zum Stabe des Divisionsgenerals Hulin, der heute hier eingerückt ist, um die Quartiere für das kaiserliche Hauptquartier und für das Korps des Marschalls Davoust vorzubereiten. In diesem Hause wird einer der dienstthuenden Flügeladjutanten Seiner Majestät wohnen."

Gebhard verfärbte sich. Leise tönte eine sanfte Stimme an sein Ohr:

„Still, Geliebter; es ist ja doch Alles vergebens."

Gebhard nickte seinem Weibe, das ihn mit ängstlichen Augen anblickte, ruhig zu, dann wandte er sich mit kalter Höflichkeit zu dem Franzosen.

„Welchem Umstande verdanke ich diese Auszeichnung?"

Der Franzose lächelte.

„Lediglich dem einladenden Aeußeren Ihres Hauses. Ich werde hier den Rittmeister Grafen Hersfeld unterbringen."

„Ein Deutscher?" entfuhr es unwillkürlich Gebhards Lippen.

„Ein Hesse," korrigirte der Franzose mit leisem Lächeln.

„Sie werden," fuhr er in anmaßendem Ton fort, „Alles thun, um den Aufenthalt des Herrn Grafen in diesem Hause so angenehm als möglich zu gestalten. Ich zweifle nicht, daß er sich hier sehr glücklich fühlen wird."

Den letzten Satz versuchte der Kapitän als ein Kompliment an Charlotte zu richten. So unverschämt er sonst aufgetreten war, so ungeschickt, fast knabenhaft kam dieses Kompliment heraus. Charlotte sah ihn mit ihren großen, grauen Augen stolz an, als ob sie seine Worte nicht gehört oder nicht verstanden hatte. Wieder kämpfte der Franzose mit einer leichten Verlegenheit, und wieder nahm er seine Zuflucht zu dem brüskten Ton, den er als Kapitän der großen Armee dem Preußen gegenüber für angebracht hielt.

„Ehe ich dieses Haus verlasse," sagte er, „muß ich mir Auskunft darüber erbitten, wie es kommt, daß Sie in der Uniform eines preußischen Offiziers hier auf freiem Fuße leben?"

„Ganz einfach, weil bisher Niemand hierher gekommen ist, um mir das zu verwehren."

„Und warum sind Sie nicht bei der Armee Ihres Königs?"

Gebhard wurde ungeduldig bei diesem Verhör.

„Ich bin krank," erwiderte er kurz.

Kapitän Vialannes maß die kraftvolle Figur Gebhards mit einem spöttischen Blick.

„Sie scheinen mir gesund genug zu sein, um der Armee des Kaisers zu schaden."

„Ich habe nicht Lust, mich mit Ihnen darüber zu streiten," sagte Gebhard trocken. „Haben Sie in Betreff der Einquartierung noch besondere Wünsche?"

„Nein," erwiderte der Franzose gereizt. „Ich habe auch noch viel zu thun heute Abend und keine Zeit, mich mit der Verhaftung einzelner preußischer Offiziere aufzuhalten, die aus irgend welchen Gründen der Armee ihres Königs fern bleiben. Allerdings," setzte er nach kurzer Pause hinzu, „mag es sehr schwer sein, sich von diesem Hause loszureißen."

Er starrte bei diesen Worten Charlotte mit so unverhohlener Bewunderung in's Gesicht, daß ihr Sinn nicht zweifellos sein konnte. Dabei klang aus ihnen nicht die leiseste Spur von dem cynischen Hohn, mit dem er noch eben gesprochen hatte. Es war ganz ersichtlich, daß er sich christliche Mäßigung gab, einen freundlichen Blick von Charlotte zu erhalten.

Die Mühe war vergebens, und er täuschte sich darüber nicht.

„Ich werde den General Hulin auf Sie aufmerksam machen," sagte er kurz.

Dann wandte er sich zum Gehen. In der Thür drehte er sich noch einmal um und warf einen langen Blick auf die abgewandte Gestalt Charlottens. Endlich schloß sich hinter ihm die Thür.

Charlotte trat zu ihrem Manne, legte beide Hände auf seine Schultern und sah ihm mit banger Frage in's Gesicht.

„Was nun, Gebhard?"

„Das wollen wir nachher bedenken," sagte er gütig. „Jetzt wollen wir freundlichen Gedanken Raum geben. Wo ist Henriette und Hanns Jochen?"

Ein leises Zittern lief über Charlottens Gestalt als Zeichen ihrer inneren Erregung. Doch sie bezwang sich; sie kannte ihren Mann. Es war seine Art, in großen, entscheidenden Augenblicken seinen Entschluß nicht zu übereilen, ihn still in sich reifen zu lassen, während er mit voller Gelassenheit der Seele sich den einfachen Anforderungen des Tages zuwandte.

Heftig konnte er sein, jäh auffahrend. Aber wie die Tiefe des Meeres nichts weiß von den Stürmen, die auf der Oberfläche rasen, so blieb ihm der Kern der Seele unverrückt und still. So war er wie die Verkörperung des Spruches, der unter seinem Wappen stand: „Saevis tranquillus in undis": „Ruhig im wilden Wogenprall." War dann sein Entschluß gefaßt, so führte er ihn durch, fest und sicher. Mit dieser ehernen Ruhe seiner Seele übte er noch heute den alten, bezwingenden Einfluß auf sein schönes Weib, der einst das viel umworbene Mädchen mit süßem Schauer zu seinen Füßen gezogen hatte.

Charlotte ging hinüber in's Kinderzimmer und kehrte bald zurück mit einer jungen Dame und einem etwa dreijährigen blonden Knaben.

Es war ein liebliches Kind mit großen, blauen Augen, aus denen Jugendlust und Jugendkraft strahlten. An einer Schnur zog er zwei Pferdchen auf kleinen Rädern hinter sich her, die andere Hand hielt eine Peitsche.

„Papa!" rief er schon in der Thür. „Sieh 'mal, ich habe den alten Gaul mit dem Fuchs zusammengespannt. Wie hübsch das aussieht."

Dabei zeigte er alle seine glänzend weißen Zähnchen zwischen den rothen Lippen.

Nun ließ er Schnur und Peitsche fallen, lief auf den Vater zu, schlang die Aermchen um seine Knie und sagte, bittend zu ihm emporsehend:

„Ich hab' heute noch gar nichts vom Wolf gehört."

Ein sonniges Lächeln zog über das Gesicht des ernsten Mannes.

„Komm, mein lieber Junge."

Damit hob er das Kind auf, setzte es auf seine Knie, zog sanft das blonde Köpfchen an seine Brust und begann lächelnd die alte Geschichte:

„Es war 'mal eine alte Gais, die hatte sieben kleine Kinder—"

Mit großen, ernsthaften Augen hörte Hanns Jochen zu, während der Vater weiter erzählte, und die beiden Frauen das Zimmer verließen, um das Hauswesen zu versehen.

Und als Gebhard zu dem Schluß gekommen war, als der Wolf todt war und die sieben Gaislein fröhlich um den Brunnen herumtanzten, in dem der alte, böse Räuber lag, da war der kleine Knabe im Arme des Vaters eingeschlafen.

Leise erhob sich der junge Offizier, trug sein schlafendes Kind hinüber und legte es sanft auf sein weißes Bettchen. Lange stand er und sah liebevoll herab auf das kleine Menschenbild, das spielmüde und lebenswarm mit rosigen Bäckchen leise athmete und noch im Schlummer lächelte. Dann empfahl er das Kind der Sorge des Mädchens und trat in das Eßzimmer, wo Charlotte und Henriette den Thee bereitet hatten.

Nach dem einfachen Abendessen wollte Henriette sich zurückziehen, aber Gebhard bat sie freundlich zu bleiben.

„Verlassen Sie uns nicht, liebe Henriette," sagte er herzlich. „Sie wissen, was wir abgemacht haben. Als Sie sich zu unserer Freude entschlossen, die Aufsicht über die Erziehung unseres Kindes zu übernehmen, da willigte ich ein unter der Bedingung, daß Sie in Allem zu uns gehören sollten, daß die Freundschaft, die Sie seit Kindertagen mit Charlotte verbindet, durch täglichen Verkehr in unserem Haus nur inniger und fester werden sollte. Wir haben heute Ernstes zu sprechen, und auch Ihren Rath möchte ich entbehren. Sie wissen doch, was der Altmeister Goethe sagt, daß wir durch ein kluges Wort der Frauen weit geführt werden."

Er sagte das anmuthig lächelnd, und Henriette, nicht erröthend, sah ihn dankbar an. Sie wußte, daß er keinen Rath brauchte, und sie wußte, daß auch diese Worte, wie schon so viele, ihm von dem feinen Takte seines edlen Herzens eingegeben waren, um das arme adelige Fräulein über die Thatsache hinwegzutäuschen, daß sie standesgemäß von der Güte fremder Menschen lebte.

Henriette von Nauen war etwa ein Jahr jünger als Charlotte, und wenn auch nicht von so vollendeter Schönheit, vermochte sie doch ihren Platz neben der Herrin des Hauses zu behaupten. Hoch gewachsen, von prachtvollem Ebenmaß, mit fein gegliederten Händen und Füßen, mit den regelmäßigen, fast strengen Linien ihres reinen Profils, ließ sie die Tochter eines vornehmen Hauses auf den ersten Blick erkennen. Das dunkle Haar und die dunklen Augen kontrastirten wirksam gegen die frischen Farben ihres Gesichts und gegen den weißen Hals, der leuchtend wie Marmor aus den Falten des blaßblauen Gewandes sich emporhob.

Im Kamin des Wohnzimmers war inzwischen ein flammendes Holzfeuer angezündet worden. Ein flackerndes, röthliches Licht spielte mit wechselnden Schatten über Decke und Wände.

Gebhard setzte sich in einen Lehnsessel, an die eine Ecke des Kamins, Henriette saß ihm gegenüber, und Charlotte rückte einen Schemel neben ihres Mannes Stuhl.

Eine Weile sahen Alle schweigend in die rothe Gluth des Feuers, aus der knatternd und prasselnd die Funkengarben aufstiegen und hinaufwirbelnd in dem finstern Schlot zerstoben.

„Was hast Du beschlossen, Gebhard?" fragte endlich Charlotte leise.

Er sah ihr ruhig in's Auge.

„Ich muß fort," sagte er.

Sie zuckte nicht mit der Wimper.

„Ja," sagte sie, seinen Blick fest erwidernd, „Du mußt fort, und das bald."

Liebevoll legte Gebhard die Hand auf ihr schimmerndes, blondes Haar, beugte sich nieder und küßte sie auf die Stirn.

„Mein tapferes Weib," sagte er zärtlich. „Hast Du keine Sorge für Dich selbst, allein in der Stadt, in die morgen der Feind einzieht; allein mit dem fremden, herrischen Diener eines maßlos anspruchsvollen Eroberers, der hier in diesem Hause wohnen soll?"

„Ich fürchte mich nicht, Gebhard," antwortete sie. „Ich bin eines Soldaten Tochter, eines Soldaten Weib und, will's Gott, auch eines Soldaten Mutter. Geh, laß mich allein, ich werde wissen, unseren häuslichen Herd zu schützen. Du aber mußt fort. Unverwundet darf kein Mann in Feindes Hände fallen; so darfst Du in diesem Hause nicht aufgehoben und kriegsgefangen werden."

„Und doch," sagte Gebhard, „muß ich mir noch so lange Zeit gönnen, bis ich für Dich gesorgt habe, und ich denke, so viel Zeit habe ich noch. Morgen, während des großen Einzugsschwindels, wird der Kommandant schwerlich an einen einzelnen preußischen Offizier denken. So kann ich den Adjutanten des Kaisers hier erwarten. Er ist Deutscher, er ist Edelmann. Seiner Ehre will ich Dich empfehlen, dann gehe ich ruhiger."

„Und wohin willst Du gehen?"

„Nach Stettin zum König. Mein Regiment will mich nicht haben; wer weiß auch, ob ich nach Magdeburg durchkommen würde. Aber beim König will ich mich melden, ihm selbst will ich mich zur Verfügung stellen, und ich hoffe, er wird mich brauchen können."

Sie besprachen nun lange und eingehend die Einzelheiten seines Planes. Henriette Nauen wies darauf hin, daß die Begleitung seines Reitknechtes ihm von großem Werth sein könne, denn er wollte zu Pferde nach Stettin. Gebhard bestimmte demnach, daß der Reitknecht, um Aufsehen zu vermeiden, morgen in aller Frühe mit zwei Pferden durch das Königsthor Berlin verlassen solle und vor dem Stralauerthor (heute Alexanderplatz) ihn erwarten. Gebhard wollte gegen Abend zu Fuß dort eintreffen und sofort über Eberswalde auf Stettin reiten. Es wurde auch abgemacht, daß er bürgerliche Kleidung anlegen solle.

Die Lichter waren tief herabgebrannt, als endlich Alles geregelt und besprochen war. Noch einmal beugte sich Gebhard schweigend über das Lager seines Kindes, dann ging er zur Ruhe—zum letzten Male unter dem eigenen Dach.

2. Kapitel.

Nur wenige Schaulustige hatten sich am nächsten Morgen unter den Linden eingefunden, um den Einzug des Kaisers mit anzusehen. Lautlos ließen diese wenigen das bunte Gepränge an sich vorüberziehen. Nur hier und da ertönte von ein paar bezahlten Subjekten der Ruf: „Vive l'Empereur!" Die Häuser unter den Linden waren verschlossen, die Vorhänge an den Fenstern herabgelassen. An einem und dem anderen Fenster erschien flüchtig eine dunkle Frauengestalt und starrte wie ungläubig auf die fremde Truppe herab, bis sie, die thränenden Augen mit dem Taschentuch bedeckend, nach dem Hintergrund des Zimmers verschwand. Das Alles aber hinderte den „Moniteur" nicht, zu berichten, daß der Kaiser unter dem unermeßlichen Jubel einer vieltausendköpfigen Menge seinen Einzug in Berlin gehalten habe.

Der Rittmeister Graf Hersfeld war im Gefolge Napoleons die Linden entlang geritten und vor dem Schloß nach seinem Quartier entlassen worden. Geführt von einer Ordonnanz der Kommandantur betrat er das Haus in der Behrenstraße, wohin die Diener seine Pferde und sein Gepäck schon vorausgeschafft hatten.

Mit kurzem Kopfnicken folgte er den beiden Lakaien, die ihm nach seinen im Erdgeschoß liegenden Zimmern voranmaßen.

(Fortsetzung folgt.)